

3. Gegenwärtige Gestaltung und Verbindung von Politik und Ästhetik ethnografisch rekonstruieren und repräsentieren

3.1 »Drawing things together«: Ökologien des Forschens, Denkens und Schreibens

Ich habe in Kapitel 2 politische und ästhetische Praktiken sowie mögliche Produktivitäten ihrer Gestaltung und Verbindung näher erläutert. Im Folgenden gehe ich in Form einer Methodenreflexion ergänzend auf eine weitere für diese Arbeit zentrale Praktik ein, indem ich die Bedingungen meiner ethnografischen Untersuchung, der Fallauswahl und des Fallvergleichs rekapituliere: meine eigene wissenschaftliche Praktik.

Die Verflochtenheit von Politik, Ästhetik und Wissen(-schaft) wird in einer Arbeit von Gerald Beck thematisiert (Beck 2013), wobei er konkret visualisierende Repräsentationspraktiken wissenschaftlichen Wissens, beispielsweise Diagramme oder interaktive Kartierungen (Mappings) als methodischen Ansatz insbesondere innerhalb soziologischer Wissensproduktion und -kommunikation in den Blick fasst. Grundlage sind unter anderem Latours Überlegungen zur Praktik des Designens in *Drawing things together* (Latour 2006). Bruno Latour und Steve Woolgar (Latour und Woolgar 1979) haben allerdings in ihrer frühen anthropologischen Studie über die alltägliche Arbeit in einem wissenschaftlichen Labor bereits hergeleitet, dass besagte Verflochtenheit generell auf alle Praktiken zutrifft, die eine Repräsentation von wissenschaftlichem Wissen bezeichnen: auf die visualisierenden Repräsentationspraktiken im Rahmen von Wissensproduktion und -kommunikation ebenso wie auf andere routinierte wissenschaftliche Praktiken und ihren produktiven Charakter. Beispiele sind die kontinuierliche Herstellung und Zirkulation von (Papier-)Dokumenten in wissenschaftlichen Netzwerken und die in den

Prozess des (Ein-)Schreibens involvierten Praktiken des Beobachtens, Protokollierens, Lesens, Kodierens, Markierens, Anpassens und Übersetzens. Daher werden Becks und Latours Vorschläge zum Vorgehen bei einem *Drawing things together* im Kontext von Designpraktiken auf die wissenschaftliche Praktik übertragen, die in vorliegender Arbeit am deutlichsten sichtbar wird, nämlich meine eigene Schreibpraktik:

»Der Titel [Drawing things together] verrät schon viel über Visualisierungen [hier: Textualisierungen] wissenschaftlichen Wissens. Er lässt sich auf zwei Arten übersetzen: ›Die Dinge zusammenziehen‹ oder ›Dinge gemeinsam zeichnen‹. Erstere Bedeutung spricht auf die Aufgabe von Visualisierungen [hier: Textualisierungen] an, Allianzen zu schmieden und zu verdichten, was Bruno Latour als ›Strategie der Deflation‹ (Latour 2006b: 262) beschreibt. Die zweite Lesart des Titels verweist auf den gestalterischen und partizipativen Part wissenschaftlicher Arbeit (vgl. Telier 2011).« (Beck 2013, 103)

Die hier erwähnte Deflation, die als das Abtragen von Bedeutungs- und Realitätsschichten verstanden werden kann, wird ergänzt um ein gleichzeitiges, kontinuierliches Zusammentragen von Bedeutungs- und Realitätsmaterial, welches ebenfalls Schicht um Schicht erfolgt. Latour beschreibt diese Arbeit an und mit bereits vorhandenem Material folgendermaßen:

»[D]esignen heißt immer redesignen. Stets ist bereits etwas da, das als Gegebenheit, als Sachverhalt, als Problem existiert. Design ist eine nachfolgende Aufgabe, um dieses Etwas lebendiger, kommerzieller, verwendbarer, benutzerfreundlicher, annehmbarer, nachhaltiger und so weiter zu machen, je nach den Anforderungen, denen das Projekt genügen soll. Mit anderen Worten, es liegt im Design immer etwas Abhelfendes.« (Latour 2009, 361)

Wenn nun wissenschaftliche Wissensproduktion und -kommunikation als »abhelfender« Versuch begriffen wird, einen oftmals komplizierten und umstrittenen Sachverhalt öffentlich verständlich zu artikulieren und bestenfalls handhabbar zu machen, und die wissenschaftliche Schreibpraktik als *Textdesign* konzipiert wird, kann die Schreibpraktik analog zum Designprozess einschließlich des prozessualen, dynamischen und oftmals konfliktreichen Charakters betrachtet werden:

»Die Visualisierung [hier: der wissenschaftliche Text allgemein] ist von Anfang an ein umstrittenes Objekt, ein ›Ding‹. Das ist in allen Stufen des De-

signprozesses sichtbar. Der Entwurf wird mühsam erarbeitet oder auch euphorisch entworfen, dann wieder überarbeitet, verworfen, weggelegt und für andere Zweck umgenutzt [...].« (Beck 2013, 170)

Mir erscheint ein solches Verständnis der wissenschaftlichen Schreibpraktik als Textdesign angesichts der autoethnografischen Beobachtung meines eigenen Forschungs-, Denk- und Schreibprozesses und seiner Materialisierung in Form des vorliegenden (Papier-)Dokuments plausibel: Zu Beginn waren nur fragmentarische, in verschiedenen Dokumenten verstreute, archivierter, oftmals handschriftliche Beobachtungen, ethnografische Notizen und Überlegungen zu meinen Forschungsobjekten sowie lückenhafte Varianten von Kapiteln mit unzähligen kursiven Annotationen und Passagen mit Streichungen vorhanden. Dies alles musste in einem allmählichen, langwierigen, immer wieder auch für mich selbst überraschenden Textdesignprozess in eine möglichst intersubjektive, lineare Textstruktur und konsistente Erzählung gebracht werden. Im Rahmen dieses kontinuierlichen Textdesignprozesses wurden unter Berücksichtigung neuer Ideen und Überlegungen verschiedene Textfragmente verdichtet, systematisiert, angeordnet, verschoben und mögliche Reihenfolgen ausprobiert.

Eine derartige Produktion von Wissen diskutieren Kornelia Engert und Björn Krey in dem Artikel *Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten* (Engert und Krey 2013). Engert und Krey erläutern neben der »Herstellung des akademischen Selbst in Relation zu den kommunikativen Anderen« (Engert und Krey 2013, 381) und der »Herstellung wissenschaftlicher Diskurse« (Engert und Krey 2013, 382) auch die »Herstellung von Wissen in der situierten Textarbeit« als dritte zentrale kommunikative Leistung wissenschaftlicher Praktiken:

»Mit einer Perspektive auf das schreibende und lesende Forschen gerät dieses primär in Form von situierten körperlichen Aktivitäten an und mit Schriftmedien in den Blick, die das Denken in die technische Infrastruktur der Büro- und Schreibtischarbeitsplätze ausdehnen. Die materielle Gegenüberstellung von Wissensobjekten im Medium der Schrift ermöglicht die Kommunikation mit sich selbst als Anderem, in der Forschende sich selbst etwas erwideren, sich korrigieren und mitunter sogar überraschen und neue Zusammenhänge entdecken können. Der responsive Umgang mit den Medien und Materialien des Schreibens und Lesens ermöglicht es, Objekten gegenüber eine reflexive Haltung einzunehmen und Wissen herzustellen oder zu dekonstruieren.« (Engert und Krey 2013, 381f)

Einen ebenfalls wichtigen Teil meines Textdesigns stellt die Ergänzung des Textes mit Fotografien dar, die während meiner teilnehmenden Beobachtungen im Feld und am Schreibtisch erfolgte. Angesichts der Vielfalt des zur Verfügung stehenden illustrativen und visualisierenden Materials fand auch hier ein iteratives Selektieren von und Experimentieren mit Alternativen statt. Ebenso wie während meiner Arbeit an und mit dem Textmaterial mussten Entscheidungen getroffen werden hinsichtlich der Frage, welche Geschichte auf welche Weise letztendlich erzählt werden sollte – das Ergebnis ist die vorliegende Version der Arbeit.

Das von mir beschriebene Selektieren und Experimentieren im Rahmen wissenschaftlicher Praktiken wird in dem Artikel *Pragmatistisch-interaktionistische Wissenssoziologie* von Jörg Strübing angesprochen, in dem der Autor den theoretisch-konzeptionellen und methodischen Beitrag der pragmatistischen Epistemologie zu einem »relationalen Verständnis von Wissen und Wissensgenese« (Strübing 2007, 128) diskutiert. Strübing verweist auf die radikale pragmatistische Kritik an rationalistischen konzeptionellen Dualismen, wie etwa Subjekt und Objekt, Denken und Handeln, Ideen und Realität oder Wissen und Wissende. Er schildert die zu leistende wissenschaftliche Rekonstruktion und Repräsentation des eigenen komplexen Forschungsobjekts in diesem Zusammenhang als »Prozess der Objektivation« mit einem durchaus »politischen Gehalt«:

»Im Prozess der Objektivation sozialer Prozesse verschwinden damit aber auch die in den ursprünglichen Aushandlungen verfügbaren Alternativen aus den Wissen repräsentierenden Objektivationen. Der ›politische‹ Gehalt dieser Wissensobjekte lässt sich also nur unter Rekonstruktion der Wissensgeneseprozesse wieder erschließen.« (Strübing 2007, 136)

Der Textdesignprozess selbst fungiert hier als aktive Realisierung eines spezifischen, quasi alternativlosen Wissens über die jeweiligen Forschungsobjekte und somit gleichzeitig als spezifische, quasi alternativlose Realisierung dieser Forschungsobjekte selbst. Mit der Wissensproduktion in meiner Arbeit und den darin sichtbaren Schwerpunktsetzungen ist folglich der Versuch verbunden, eine eigene Erzählung über meine Forschungsobjekte zu etablieren und bestimmte Wissenspolitiken zu unterstützen. Zentrale zugrunde liegende Entscheidungen und Positionierungen beschreibe und begründe ich in diesem Kapitel; einige dieser Aspekte werden im Zuge der Arbeit wiederholt aufgegriffen und zuletzt in Kapitel 6 abschließend reflektiert.

Auf den hier skizzierten Charakter wissenschaftlicher Praktiken geht Anna Tsing (Tsing 2018) näher ein: Mithilfe ihrer Erzählung über den seltenen Matsutake-Pilz, ihr empirisches Beispiel der Forschung, stellt sie einen interessanten Vergleich an zwischen wissenschaftlicher Wissensproduktion und -kommunikation einerseits und dem Verhalten fliegender Pilzsporen andererseits:

»Wissenschaftler spekulieren über offene Fragen, wozu auch die Evolution und Verbreitung des Matsutake gehören, in einer Art, die dem Verhalten der Sporen gleicht. Viele der dabei entstehenden Gedanken spielen bald keine Rolle mehr, aber einige vermögen dem Forschungsgebiet neue Impulse zu liefern.« (Tsing 2018, 322f)

So, wie Latour vom »abhelfenden« Versuch wissenschaftlicher Wissensproduktion und -kommunikation spricht, hebt Tsing die Funktion von »Wissenschaft als Übersetzung« (Tsing 2018, 291–304) hervor:

»Wissenschaft hat etwas mit Übersetzung zu tun, da sie ihre Einsicht aus vielfältigen Lebensweisen gewinnt. [...] Übersetzung ist hilfreich, wenn man beobachten möchte, wie die Elemente der Wissenschaft in einem einheitlichen System aus Theorie und Praxis zusammenfinden. Dem chaotischen Übersetzungsprozess mit seinen holprigen Zuordnungen und Fehldeutungen wurde hingegen wenig Aufmerksamkeit geschenkt.« (Tsing 2018, 291)

Ich möchte den aktiven, »chaotischen Übersetzungsprozess« zwar nicht im Detail nachzeichnen, aber zumindest manche Aspekte in diesem Kapitel transparent machen. Der Hintergrund dieser Entscheidung ist, dass ich auf diese Weise den experimentellen und demonstrativen Charakter meiner eigenen wissenschaftlichen Praktiken und des darin erzeugten Wissens reflektieren möchte. In gewisser Hinsicht kann diese Arbeit auch als Prototyp für eine mögliche alternative Perspektive auf Politik und Ästhetik sowie ihre Gestaltung und Verbindung – hier im Kontext der »Flüchtlingsfrage« und der damit verbundenen Suche nach Zukunftsszenarien – verstanden werden.

Tsing regte mit ihrem Beispiel der eigenen Forschung zum Matsutake und seinen vielfältigen Verbindungen zu ökologischen und ökonomischen Verwertungsrhythmen dazu an, über Ökologien des Forschens, Denkens und Schreibens nachzudenken – die wiederum mit Ökologien von Politik, Ästhetik und Wissen(-schaft) verbunden sind:

»Die harte Arbeit – und das kreative produktive Spiel – der Wissenschaft, findet, nicht anders als bei aufkeimenden Ökologien, in Patches statt. [...]

Sowohl in den Wäldern als auch in der Wissenschaft beflügeln die Sporen unsere Einbildungskraft für eine andere kosmopolitische Topologie. Sporen starten in unbekannte Richtungen, kreuzen sich typenübergreifend und lassen zumindest gelegentlich neue Organismen und Arten entstehen.« (Tsing 2018, 305)

An dieser Stelle wird eine mögliche Gestaltung und Verbindung von ästhetischen und politischen Praktiken erkennbar, ebenso wie eine Verbindung dieser Praktiken mit meinen eigenen wissenschaftlichen Praktiken: Es geht also darum, eine eigene politische und ästhetische Involviertheit in die ethnografische Untersuchung und textuelle Rekonstruktion und Repräsentation meiner beiden Fälle zu reflektieren und somit auch die Positioniertheit meiner Forschungsarbeit und meines Fallvergleichs – ihre eigene Politik und Ästhetik.

Die Zentralität einer solchen reflexiven (Selbst-)Befragung formuliert Latour im Hinblick auf die zunehmende Verflochtenheit von politischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Praktiken in seinem Vortrag *Waiting for Gaia. Composing the common world through arts and politics*.¹ Darin zeichnen sich gemeinsame produktive Reflexions- und Kritikmöglichkeiten dieser Praktiken ab:

»At first, the confusion is horrible as if facts and opinions were mixed up. But that's just the point: facts and opinions are already mixed up and they will be even more mixed up in the future. What we need is not to try isolating once again the world of science and the world of politics – how can we even imagine keeping such a program in operation in the time of the anthropocene, that mix up of all mix ups? – but deciphering with a new metrology the relative weight of the entangled cosmologies. Since it is now the worlds that are in question, let's compare cosmologies with one another. Instead of trying to distinguish what can no longer be distinguished, ask these key questions: what world is it that you are assembling, with which people do you align yourselves, with what entities are you proposing to live?« (Latour 2011, 7f)

Die reflexive Befragung der eigenen Forscher:innenperspektive und -position ist eine Aufgabe, die insbesondere STS-Forscher:innen schon lange in ihrer wissenschaftlichen Arbeit begleitet. Spätetens seit Donna Haraways

¹ Diesen Vortrag hat Latour anlässlich der Eröffnung des von ihm mitgegründeten, multidisziplinären Master-Programms *The Experimental Programme in Political Arts (SPEAP)* für Künstler:innen sowie Sozial- und Naturwissenschaftler:innen gehalten.

Überlegungen zu »situierterem Wissen« (Haraway 1988) wird deutlich, dass jede vermeintlich objektive und rationale wissenschaftliche Perspektive und Position einen bestimmhbaren und zu bestimmenden Standort hat, von dem aus geforscht, gedacht und geschrieben wird. Latour macht darauf aufmerksam, dass diese Aufgabe bis heute keineswegs an Relevanz eingebüßt hat, sondern angesichts von Gestaltungs- und Verbindungstendenzen politischer, ästhetischer und wissenschaftlicher Praktiken wieder verstärkt relevant wird. Aus diesem Grund möchte ich den spezifischen Standort, von dem ich als Wissenschaftlerin forsche, denke und schreibe, in der folgenden Beschreibung sichtbar machen.

Die Subjektivität als Wissenschaftlerin stellte sich während des Forschungsprozesses als wenig selbstverständlich, gleichbleibend oder einfach gegeben heraus. Stattdessen gestaltete sich ihre Verhandlung im Feld zunehmend als ein komplexer und spannungsreicher Prozess, der immer wieder meiner Aufmerksamkeit und Selbstreflexion bedurfte und in Interaktionen im Feld neu bestimmt werden musste. Meine Subjektivität als Wissenschaftlerin wurde mehrfach herausgefordert durch meine früheren beruflichen Erfahrungen in der (trans-)lokalen Projektarbeit an der Schnittstelle von Politik, Ästhetik und Wissen(-schaft) im Kunst- und Kulturbetrieb und meiner damit verbundenen Subjektivität. Diese Erfahrungen haben meine wissenschaftliche Perspektive auf die empirischen Fälle und deren Praktiken selbstverständlich beeinflusst und ermöglichten es mir, das Feld nicht als vollkommen Fremde zu betreten. Ich konnte partiell auf ähnliche oder zumindest ansatzweise vertraute Erfahrungen hinsichtlich der Konzeption, Organisation und finalen Realisierung eines Projekts zurückgreifen und gewisse Situationen manchmal besser einordnen, als es mir ohne diese Erfahrungen möglich gewesen wäre, beispielsweise im Hinblick auf die relativ begrenzten zeitlichen, ökonomischen und organisatorischen Ressourcen der Projektbeteiligten.

Von diesem Aspekt meiner Subjektivität musste ich mich im Feld jedoch immer wieder distanzieren, um einen kritischen Blick auf den Prozess zu bewahren. Eine zentrale Aufgabe während meiner ethnografischen Forschung bestand somit darin, im Feld kontinuierlich sowohl mit den Beteiligten als auch mit mir selbst meine verschiedenen Subjektivitäten zu verhandeln: als reflektierte, den Fällen gegenüber kritische Wissenschaftlerin und als ehemalige Kulturarbeiterin, die sich aufgrund eigener Projekt- und Produktionserfahrungen mitunter mit Akteur:innen unbewusst solidarisiert hat, und während mancher Situationen im Feld auch als unfreiwilliges Objekt der Beobachtung anderer. Hinzu kam, dass die politischen und ästhetischen Praktiken und ihre

mögliche Gestaltung und Verbindung in den beiden Fällen auf jeweils ganz andere Weise realisiert wurden. Infolgedessen sahen während meiner teilnehmenden Beobachtungen meine eigenen Praktiken, Erfahrungen und Rollen im Feld ganz anders aus: Einmal fand ich mich bei Nieselregen zusammen mit Akteur:innen des ZPS in einer mehrstündigen Festsetzung und Einkesselung durch den Staatsschutz und die Berliner Polizei vor dem Deutschen Bundestag wieder und ein anderes Mal bei Sonnenschein inmitten von Gerbera-Pflanzen beim gemeinsamen Gemüseanbau mit Akteur:innen der Gärtnerei auf einem teilweise brachliegenden Friedhofsgelände im Berliner Bezirk Neukölln, um nur zwei charakteristische Beispiele aus dem kontrastreichen Spektrum meiner Praktiken, Erfahrungen und Rollen herauszugreifen. Im Rahmen meiner ethnografischen Untersuchung der Praktiken des ZPS handelte ich unter anderem mehrfach als eher passive Teilnehmende, wohingegen mir im Kontext meiner Untersuchung der Praktiken der Gärtnerei wiederholt eine Rolle als aktive und verantwortliche ehrenamtliche Unterstützerin und sogar als Deutschlehrerin zukam.

Es gab folglich kontinuierlich die Möglichkeit, auch aus den eigenen empirischen Erfahrungen im Feld zu lernen, was wiederum meine Subjektivität in Bezug auf die Fälle beeinflusst hat: Ich habe während der Untersuchung der Praktiken der Gärtnerei mehrfach die Erfahrung gemacht, dass meine teilweise starke Involviering in die Realisierung mancher Veranstaltungen, beispielsweise der *Nana-Akademie* oder des *Lichterfests*, mir zwar einerseits detaillierte Einblicke »hinter die Kulissen« sowie neue Blickwinkel ermöglicht hat. Andererseits führte diese Involviering immer wieder zu einer Einschränkung eben jener Einblicke und Perspektiven, da ich während solcher Veranstaltungen nicht mehr spontan entscheiden konnte, an welcher Interaktion ich auf welche aktive oder inaktive Weise partizipiere. Aus diesem Grund habe ich manche Interaktionen verpasst, die mir rückblickend durchaus interessant für meine Forschung und Fragestellung erscheinen. Deshalb habe ich entschieden, dass ich eine solche Involviering und damit einhergehende organisatorische Verpflichtungen im Hinblick auf meinen anderen Fall – das ZPS – nicht eingehe. Bei diesem Fall zeichnete sich schnell ab, dass keine so intensive, längerfristige teilnehmende Beobachtung möglich sein würde, die das Verpassen von wichtigen Interaktionen kompensieren könnte. Nach längerem Überlegen habe ich mich somit beispielsweise gegen eine Bewerbung als eine sogenannte »Bereitschaftshumanistin« beim ZPS entschieden, um meine spontane Teilnahme an bestimmten Interaktionen zu gewährleisten

und nicht etwa weit entfernt vom Geschehen *in situ* für spezifische Aufgaben verantwortlich zu sein.

Was meine erläuterte Subjektivität und Sprecherinnenrolle als positionierte Forscherin und Autorin anbelangt, habe ich die textstrategische Entscheidung getroffen, diese Perspektive, Rolle und damit verbundene Relationen primär hier im dritten sowie im sechsten Kapitel der Arbeit auszuführen, zu reflektieren und »sichtbar« zu machen, während sie in den empirischen Kapiteln 4 und 5 in den Hintergrund treten. Hingegen werden dort die beiden Fälle und menschlichen Akteur:innen in zitierten Ausschnitten aus Interviews, Gesprächstranskripten oder ethnografischen Notizen mit »O-Tönen« etc. möglichst selbst zu Wort kommen, um neben meiner wissenschaftlichen Analyse auch den falleigenen Sichtweisen, Erfahrungen und Erklärungen Raum zu geben. Diese Entscheidung kann auch als Angebot an den:die Leser:in verstanden werden, selbst einen Eindruck von dem jeweils spezifischen Setting der Praktiken gewinnen zu können.

3.2 Kollaborative Versammlungen gestalten und dicht beschreiben: Ein kontrastiver Fallvergleich

Anknüpfend an die bisherigen Überlegungen zu Praktiken wissenschaftlicher Wissensproduktion und -kommunikation sowie die beschriebenen empirischen Erfahrungen gehe ich im Folgenden auf die wissenschaftliche Forschungspraktik des Vergleichens und die Auswahl der beiden empirischen Vergleichsfälle ein. Im Hinblick auf deren ethnografische Rekonstruktion und Repräsentation einschließlich der zu Wort kommenden Akteur:innen erscheint zunächst eine Perspektive von Latour interessant, die er in seiner Auseinandersetzung mit Designpraktiken »kollaboratives Design« genannt hat:

»Wenn Dinge Versammlungen sind, wie Heidegger sie zu definieren pflegte, dann ist es nur ein kurzer Weg zu der Betrachtungsweise, alle Dinge als Resultat einer Aktivität anzusehen, die in Skandinavien ›kollaboratives Design‹ genannt wird. Diese Aktivität ist in Wirklichkeit die treffendste Definition einer Politik der uns angehenden Dinge, denn alle Designs sind ›kollaborative‹ Designs – selbst wenn in einigen Fällen die ›Mitarbeiter‹ überhaupt nicht sichtbar, willkommen oder willens zur Beteiligung sind.« (Latour 2009, 362)